Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 16

Artikel: Veieli

Autor: Tanner-Aeschlimann, C.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ich auf. Die Sonne leuchtet schon auf der Dent. Ich höre von unten herauf das Murmeln des Baches und ganz nahe höre ich den Klang des Sensendengelns.

Hier ift alles Friede und Licht.

Was soll ich noch diesen Heften beifügen, in denen ich Ereignisse erzählte, die mein Leben mit einer Spur gezeichnet baben, die nichts mehr aussöschen kann?

Im Winter 1814 habe ich in schmerzlicher Demütigung gesehen, wie die Oesterreicher durch unsere Gegend zogen, um über den Jura in Frankreich einzusallen und nach Lyon vorzustoßen. Ich war damals jung verheiratet. Als ich, aus der Schmiede kommend und trot der Umwege, die ich machte, um ihnen auszuweichen, ihre weißen Uniformen auf der Straße sah, da verspürte ich eine solche Bitterkeit, daß meine liebe Frau lange brauchte, um sie wieder zu zerstreuen. Mir schien es, die Anwesenheit fremder Armeen bei uns sei eine Schande für unser Land, das sie hatte eindringen lassen, ohne zu versuchen, sie aufzuhalten.

Aber diese Bitterkeit, diese Demütigung sießen mich besserien, was unsere Pflicht war: Einiger sein unter Eidzenossen, stark genug sein, um uns geschätzt und geachtet zu machen. Wir sollen gewiß nicht den Krieg herbeiwünschen, denn er ist surchtbar mit all dem, was er nach sich zieht, mit den Grausamkeiten, dem vergossenen Blut, den zerstörten oder verstümmelten Leben; aber wir müssen ihm ins Gesicht zu sehen wissen, wenn er jemals unser Land bedrohen sollte, und wir müssen unsere Ehre über alles stellen. Das ist noch das beste Mittel, um unsern Baterland jene dunksen Jahre zu ersparen, die nach 1798 kamen und während denen das Land geplündert, gebrandschatzt und mit den Füßen getreten war und den Urmeen der benachbarten Länder zum Kriegsschauplatz dienen mußte.

Es gibt Leute, die sich aus der Religion eine Art Schild machen, hinter dem sie den Militärdienst ablehnen. Ich kann ihnen als alter Soldat sagen, daß ich meine Bibel so gut lese wie sie und daß ich darin und auch nicht vor meinem Gewissen keine Verdammung des Dienstes, den man der Heimat schuldig ift, gefunden habe. Chriftus ift gefommen, um uns ein Geset der Liebe zu bringen, das ist wahr, und wir sollten uns bemühen, ihm auf diesem Wege zu solgen. Aber niemals hat er die Feigheit als Tugend gepriesen, und Feigheit ist es, sein Leben lang alles mitzugenießen, was ein Land an Borteilen bieten kann, sich dann aber zu weigern, es zu verteidigen, wenn es bedroht ist. Den Militärdienst, wie er bei uns besteht, als eine Art Sünde zu betrachten, weil er uns lehrt, uns der Waffen zu bedienen, ist ebenso widersinnig, wie wenn man den Diebstahl abschaffen wollte durch Aushebung der Polizei.

1815 widerhallte das Echo von Waterloo schmerzlich dis hieher und erweckte das Andenken an so viele brave Waffenbrüder, die dort unten gestorben sind für eine von Ansang an verlorene Sache.

Dann wurde Napoleon auf Sankt Helena verbannt, wo er nach sechs Jahren des Exils gestorben ist. Ich glaube, daß dieses wundersame Leben noch zu nahe bei uns ist und daß uns noch zu viele Esemente sehlen, um mit einiger Unparteilichseit den Mann und sein Werf beurteilen zu können. Wir haben gesehen, zu welchen Rückschlägen ihn sein entsesseltes Genie geführt hat und welches Unglück daraus für sein Land entsprungen ist; aber es wäre Undankbarseit von unserer Seite, wenn wir, die wir unter seinen Fahnen gedient haben, ihm den Stein nachwersen wollten, weil er unglücklich gewesen ist. Er hat uns kennen gelernt. Er hat uns genug geschätzt, um unsere Unabhängigseit zu achten, und sein Genie hat die Regierungssorm zu sinden vermocht, die für uns paßte, während die inneren Zwistgseiten uns zerrissen.

Wir, die Soldaten, haben alles mit unserm Blute bezahlt. Wir sind quitt. Aber etwas hat mir Freude gemacht, wie es auch meine einstigen Waffengefährten gerührt hätte, nämlich, daß sich ein guter Waadtländer gefunden hat unter den Getreuen, die den Kaiser begleitet haben, um ihm bis zum Ende beizustehen und ihm die Augen zuzudrücken. Was Noverraztat, das tat er in unser aller Namen. Wir, die alten Soldaten, haben dies gefühlt.

Schluß folgt.

Beieli

D'Früehligssunne het se vüre grüeft, die liebe, chlyne, blaue Beiesi; het so lang ihri gusdige Strahsen uf d'Arden abe gschickt, dis sie ihri Chöpfli vüre gstreckt u die blauen Augli usta bei un jeh lüüchte sie us de grüene Blettli usen u schmöcke so sein u so starch, daß me se scho vo witem kennt un es eim wohl tuet dis i ds Härz.

Beieli sy gäng vo myne liebschte Blüemli gsi. Im Früehlig, we d'Blüemli ume vüre cho sy, de ha-n-i ou na myne Beieli Usschou ghalte, ha se gsuecht u die schönschten a de versteckschen Orte funge u die, wo-n-i am längschte ha müeße sueche, die sy mer de gäng no die siebschte gsi! D'Liebi zu dem chlyne, blaue Blüemli isch mer scho als Chind i ds härz gleit worde.

Wenn albe im Hustage d'Sunne so warm u guldig isch cho abeblinzlen in üsst Gaß, un üs dr Früehlig gspienzlet het, de bet's üs nümme still gha z'Burdles, i dr liebe Vatterstadt. De hei mer em Wüetti oder em ütti gchääret u bättlet, bis mer d'Ersoubnis hei gha für ga z'Blüemele, u we nes de so wit isch gsi, de so mer gleitig mit üsne Chörbli, e Biz Brot un e Öpfu drinn, abzottlet, zur Stadt use am Veieliport zue. Das isch am ne bilben Ort ussehen m Totehof gläge, wo dr Wäg gäge Värn zue geit, wo nes rächts gägem Maiemoos u witer links gägem Unterbärg u "Tal abschwäicht. Dert a däm sunnige Port isch es de albe ganz blau gsi vo all dene liebe Vsüemseni u jedes Jahr

sy mer häre g'gange u jedes Jahr sy sie gäng ume da gsi. Das Beieliport het seiechly e Rolle gspielt in üser Chinderzyt, es het im Früehlig gäng e grüüsligi Aziehigschraft gha u wil mer's lieb hei gha ,hei mer's ou nie vergässe.

U no jehe, wenn i blaui Beieli gfeh lüüchte, mueß i zrugg dänken a die schöni, glücklechi Int wo mer als Chind dr Früehelig duß vor der Stadt gsuecht un i de Chörbli heitreit hei. —

U no eis Beieliplägli ha-n-i kennt, wo mer äbe so vertrout un abe fo lieb isch gfi. Das isch neher zueche gfi. Dben am Schloßbärg isch es gläge, wo me wit i ds Land use het chönne luegen u d'Schneebärgen im schönschte Chranz het lüüchte gfeb. "Sündeli" het's gheißen u ds Wägli, wo vom Schloß dert z'dürab füehrt "Sündemägli". I ha lang nid chonne begrnfe, warum das liebe, ärdeschöne Ussichtsplägli fo ne wüeschte Name mueß ha u das chlyne, versteckte, romantische u ganz mit Gstrüpp überwachsne Wägli isch mer gar lieb gfi u Beieli het's ou überall gha. Es isch eigetlig e verbotene Wäg gsi. Dert düre het niemer dörfen, aber em Gfangewärter fps jungichte Töchterli isch mys Fründineli gsi u drum ha=n=i da e chlyne Vorzug gha, wo-n-i de ou ghörig usgnüßt ha, un i bi ou mängisch gwüß meh im Schloß oben als deheime gfi! I ha aber ou es niedersch Plägli un Eggeli kennt u gäng gwüßt wo die schönschte Blüemli 3'finde fp. Aber am liebschte fp mer albe doch im "Gündeli" gfi u bei vo höcher Wart i de Tal use gluegt.

U warum het es eigetlig so gheiße, Sündeli, Sündewägli? Es isch wit zrugg z'füehre gsi i die alte Schloßzyte, wo d'Todes= ftraf no gherricht het. Wenn alben e Verbrächer zum Tod verurteilt worden isch un ihm oben im Turm ds Armfünderglöggli uf em letschte Gang glüte het, de isch me mit dam Todgweihte nid bim große Schloßtor use, sondern de Stägli ab bim chline Türli use, wo i ds Sündeli füehrt, u vo dert isch me de dür ds Sündermägli oder beffer Urmfündermägli abe g'gange un uf em nächschte Wäg zur Stadt use, am Galgehübeli, am Richt-

— — Wie das wohl so amene settige unglückliche Möntsch het müeße z'Mut sp, bsungers, we's de no öppe gar e strahlende Früehligstag mit Sunneglanz, Firnelicht u Beieliduft isch gsi? — Das ha-n-i mängisch still für mi fälber mueße danke, wenn i die blaue Schlofveieli buschelet ha.

C. M. Tanner-Ueschlimann.

Die vergessene Beschwerde

Salzmeier, Reisender bei der Radioapparate A.-G. in 3. muß jeden Monat auf vierzehn Tage in die Provinz fahren.

Als er einmal in Graubünden zu tun hatte, in einem fehr fleinen Flecken, wo weder die Eisenbahn fährt noch ein regelmäßiger Autobusverkehr die Berbindung mit der Stadt aufrechterhält, beschließt er nach stundenlangem Warten, zu Fuß in die nächstliegende Ortschaft zu gehen, um sich von dort mit dem Postomnibus nach Chur befördern zu lassen. Müde und hungrig kommt er am Postschalter an, löst sich eine Fahrkarte, und da bis zur Abfahrt des Omnibusses noch eine Stunde Zeit ift, geht er in den nahegelegenen Gasthof und bestellt ein aus= giebiges Nachtmahl.

Plöhlich ein lautes Hupesignal. Salzmeier springt auf, stürzt ans Fenster, saust zum Tisch zurück, ergreist seinen Muster= toffer, wirft drei Franken auf den Tisch und verläßt schnurstracks das Lokal.

"Halt!" schreit Salzmeier und läuft hinterher. "Ich sahre mit!"

Der Chauffeur schüttelt den Ropf.

"Bedaure — alles besett!"

"Was heißt das!" Salzmeier prustet wie eine Lokomotive. "Hier ist meine Fahrkarte — bitte, Sit Nummer sieben! Der Kerl, der auf meinem Blat sitht, soll aussteigen!"

"Das gibt's nicht! Hier steigt ein, wer will, und zahlt im Wagen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!"

Entrüftet stürmt Salzmeier an den Boftschalter, um fich zu beschweren. Doch auch hier erhält er die Antwort, daß es immer so gehalten worden sei, und daß man ihm nicht helfen könne.

Salzmeier, empört, eine ganze Nacht in dem Nest bleiben zu müffen, entwirft eine Beschwerdeschrift und schickt fie an den Bundesrat. Obgleich das Schreiben mit seiner genauen Anschrift unterzeichnet ift, erhält er feine Untwort, und er vergift den ganzen Borgang, bis er einmal in denselben Ort fommt.

Holla, sagt er sich, hier war es, wo ich trop des Fahrscheins nicht mitgenommen murde. Diesmal will ich praktisch sein!

Lange por der Abfahrt sucht er fich den besten Blak aus und läßt sich darauf nieder. Der Wagen füllt sich. Es kommt ein Berr und findet feinen Blat mehr.

Aha, lacht Salzmeier schadenfroh vor sich hin, jest geht es dem wie mir beim erstenmal.

"Die Fahrscheine bitte!"

Alles ift damit versehen, nur Salzmeier nicht.

"Bedaure, mein Herr, der Plat ift besett", sagt der Fahrer verbindlich, "hier dieser Herr hat Nummer vier!"

"Erlauben Sie", protestiert Salzmeier, "Sie fagten mir vor weniger Zeit, man zahle im Wagen, und wer zuerst kommt . . . "

"Ja, das war früher! Aber da hat sich ein dummer Kerl beschwert, und seitdem ist es anders!"

Und wieder einmal fuhr der Omnibus ohne Salzmeier nach Chur. -B. F.

.... gewöhnen sie sich das Rauchen ab

Groteste von B. F.

Ich saß mit einem befreundeten Professor bei Tisch. Der alte herr betrachtete mich lange und icuttelte dann den Ropf.

"Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! Sie rauchen eine 3i= garette nach der andern! Dabei sehen Sie bereits wie ein Laub= frosch aus! Wieviel Zigaretten rauchen Sie eigentlich am Tag?" "Zwanzig."

"Entsetlich! Sie Unglücksmensch! So müssen Sie ja elend zugrunde gehen! Ich rate Ihnen: Gewöhnen Sie sich das Rau-

· Tatsächlich. Das hätte mir auch felbst einleuchten müssen. Ich beschloß also, gleich am nächsten Tag mit der Entwöhnung zu beginnen. Mit einemmal würde es aber schwer gehen. Ich mußte es allmählich tun.

"Allmählich? Ach was! Lieber so rasch als möglich!"

So hatte ich beim Frühstück gesprochen, wo ich sonst zwei Zigaretten zu rauchen pflegte. Jest rauchte ich fünf. Dabei zürnte ich auch dem Professor, daß er mir das Rauchen nicht schon früher verboten hatte, da doch jeder Mensch weiß, daß das Rauchen schädlich ift.

Ich hatte einmal gehört, daß man in den Konditoreien den Bediensteten das Naschen abgewöhnt, indem man ihnen anheimstellt, Ruchen und Torten nach Herzensluft zu effen. Die Ungeftellten befommen dann durch den übermäßigen Genuß einen solchen Etel, daß fie jahrelang teine Süßigkeiten anrühren mögen.

Ungefähr so verhält es sich mit dem Rauchen.

Es ist mir gelungen, mein Tagesquantum auf fünfzig 3i= garetten hinaufzuschrauben. Ich fühle mich dabei ganz aus-

Ich bin bei sechzig angelangt. Einen Etel verspüre ich noch immer nicht. Meine Arbeitstraft, meine geiftige Frische find ftarfer als je aupor.

Siebzig! Ich marte gar nicht erst ab, bis eine Zigarette vollkommen zu Ende geraucht ist. Ich zünde mir jede neue an vorigen an. Rettenraucher!

Um Abend des siehten Tages hielt ich eben die fünfundsiebzigste Zigarette im Mund. Da setzte sich der Professor an meinen Tisch und fuhr mich barsch an:

"Nun? Rauchen Sie etwa gar noch immer zwanzig Zi= garetten im Tag?" Aufrichtig sagte ich: "Nein!"

Der Professor nahm die Hornbrille ab, putte fie, sette fie wieder auf, ftarrte mich durchdringend an und fagte lächelnd:

"Da sehen Sie, Sie Bösewicht! Wenn Sie müßten, wie unvergleichlich beffer Sie bereits aussehen!" -